

Walter Jens

ANTWORT –

DAS PROBLEM EINER ZEITGENÖSSISCHEN
BIBELÜBERSETZUNG

aus:

„Quod bonum felix faustumque sit“

Ehrenpromotion von Walter Jens zum Dr. theol. h. c. am
3. Juni 2005 in der Universität Hamburg

Herausgegeben von Jörg Dierken und Stefan Timm

(Hamburger Universitätsreden Neue Folge 10.

Herausgeber: Der Präsident der Universität Hamburg)

S. 45–51

I M P R E S S U M D E R G E S A M T A U S G A B E

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 3-937816-24-0 (Printausgabe)

ISSN 0438-4822 (Printausgabe)

Lektorat: Jakob Michelsen, Hamburg

Gestaltung: Benno Kieselstein, Hamburg

Realisierung: Hamburg University Press,

<http://hup.rrz.uni-hamburg.de>

Erstellt mit StarOffice/OpenOffice.org

Druck: Uni-HH Print & Mail, Hamburg

© 2006 Hamburg University Press

Rechtsträger: Universität Hamburg

Der Abdruck des Bildes auf Seite 4 erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Südwestrundfunks (SWR) Baden-Baden.

GESAMTINHALTSVERZEICHNIS

7	Jörg Dierken, Stefan Timm: Vorwort
9	EHRENPROMOTION AM 3. JUNI 2005
11	Jörg Dierken: Begrüßung
19	Karin von Welck: Grußwort
23	Jürgen Lüthje: Grußwort
29	Robert Leicht: Nil nisi bene – Laudatio
45	Walter Jens: Antwort – Das Problem einer zeitgenössischen Bibelübersetzung
53	ANHANG
55	Urkunde
57	Übersetzung des Urkundentextes
59	Veranstaltungsablauf
61	Beitragende
63	Gesamtverzeichnis der bisher erschienenen Hamburger Universitätsreden
69	Impressum

Walter Jens

ANTWORT –

DAS PROBLEM EINER ZEITGENÖSSISCHEN
BIBELÜBERSETZUNG

Domine Spectabilis,

Frau Senatorin, Herr Präsident,

Frau Vizepräsidentin,

verehrte Kolleginnen und Kollegen,

insonderheit lieber Robert Leicht,

haben Sie Dank und betrachten es nicht als unangemessen, wenn ich die in ein wunderbares Latein gekleidete Laudatio der Urkunde und die grandiose Festrede Robert Leichts mit einigen nachdenklichen Erinnerungen beantworte. „Wer bin ich denn?“ pflegte Thomas Mann bei Gelegenheiten wie dieser – nicht ohne Koketterie allerdings – zu fragen, und wem kämen, angesichts so illustrier Gelehrsamkeit, nicht ähnliche Gedanken in den Sinn?

Nein, es ist wirklich keine Kleinigkeit, wenn ein Eppendorfer Konfirmand und späterer *studiosus* der Klassischen Philologie durch eine Societät ausgezeichnet wird, die für Kenner der

Universitätsgeschichte noch immer die erste Fakultät ist. Keine Kleinigkeit, wirklich! Ich erinnere mich sehr genau an den Tag, an dem dem ersten Semester bei der Rückgabe einer Klausur bedeutet wurde: „Jens schreibt nicht etwa Kirchen-, sondern Küchenlatein.“ Armer Schelm, der in seiner Anstalt, der Gelehrtenschule des Johanneums, über die Anfangsgründe des Wahlfachs Hebräisch nicht hinauskam.

Und heute? In der *koine* und der *vulgata* immerhin kenne ich mich, dank der strengen Schulung meines Lehrers Bruno Snell, ordentlich aus, kann dem Latein meines Tübinger Alt Kollegen Joseph Ratzinger folgen, bin bei meinem großen Lehrer Ernst Bloch dankbewußt in die Schule gegangen und habe es, nehmt alles nur in allem, am Ende zu etwas gebracht, weil ich nach langem Bemühen denn doch auf der Schulter mancher Meister hocke und dank ihrer Hilfe in freundlichen Stunden weit sehen kann: so weit wie der Gelehrte Bruno Snell oder der Polyhistor Ernst Bloch, der vom Kollegen, der Papst wurde, wegen seines roten Messianismus wenig geschätzt, der mir aber, einem die Trias Luther, Erasmus und Thomas Münzer über die Jahre hinweg meditierenden Wissenschaftler, nicht zuletzt wegen seiner Thesen über „echte und falsche Aktualisierung“ – nachzulesen im ersten Buch des *Prinzip Hoffnung* – zum Wegführer auf dem Feld biblischer Übertragungen wurde.

„Die guten Geschichten“, so, frei angeeignet, Ernst Bloch, „kehren aufgeführt wieder, doch nie als dieselben. Für jedes neue Geschlecht muß deshalb neu inszeniert werden – und das mehrmals.“ Zwar bleibe die Bühne, lautet Blochs Zentralthese, niemals unverändert, also plunderhaft, sie sei aber auch keine Garderobe, an deren Haken immer neue Kleider aufgehängt werden könnten. Soll heißen: Die Menschen und Schauplätze eines alten Stücks – zum Beispiel der biblischen Geschichten – könnten nicht gänzlich und radikal „modernisiert“ werden; auf jeden Fall bleibe das Kostüm der Zeit, worin das gegebene Stück spielt. Der griechische Text – im Horizont der *koine* – muß, um zu wirken, in immer neuen Anläufen das Einst und das Jetzt, die Ferne und die Nähe, in gleicher Weise sichtbar machen. Alles beim Alten zu belassen und sich als kleinen Luther auszugeben, ist ebenso absurd wie den umgekehrten Weg zu gehen und den Text so zu vergegenwärtigen, daß er sich widerstandslos, angeblich „heutig“, in die Sprache unserer Zeit einfügt: als gute Nachricht ohne Ecken und Kanten, oder als frohe Botschaft im Geist wilhelminischer Rede. Da werden „Apostel“ zu „Mitarbeitern“, und Jesus ist „der Beauftragte Gottes“ (mit einer besonderen Prokura offenbar, zu der nie und nimmer ein Weg in Richtung auf die Doppelrede von Johannes 1, 1 ff. führt). Je *Bild-Zeitungs*näher, desto aktu-

eller, heißt die Devise. Der Stil ist einmal zackig – „er ist verrückt“, sagen Jesu Familienangehörige – und einmal kitschig-pathetisch: „Die Jünger sahen Jesus auf dem Wasser schreiten und hielten ihn für ein Gespenst. Sofort sprach er sie an: ‚Nur Mut, ich bin’s.‘“

Archaismus und Slang, Idyllisierung und saloppes Gerede in absurdem Miteinander: das sind in Blochs Sinn „Maskenball-Lösungen“. Um die verweisende Kraft des alten Textes sichtbar zu machen, haben Luthers Erben die Doppelheit einer Formel wie *logos*, die zugleich „Wort“ und „Herr“ bedeutet, herauszuarbeiten. Nur keine Anbiederung, kein: „Schaut her, wie modern das alles ist!“ Der Versuch, sich in eine geschichtsferne Zeit zu katapultieren, ist unmöglich! Unmöglich auch, so zu tun, als habe es nie einen Ferdinand Christian Baur, einen Rudolf Bultmann oder Paul Tillich gegeben. Unmöglich weiterhin, sich in ein Neutrum zu verwandeln und den Parteilosen zu spielen, statt von Luther zu lernen, daß gerade die Übersetzung der Bibel eine entschiedene Stellungnahme verlangt: *pro aut contra*.

Schließlich darf der Übersetzer auch eine „Verbesserung“ des Texts nicht scheuen.

„Vater unser in *den Himmeln*“, sollte es heißen: *en tois ouranois*. Kopernikanisch, nicht ptolemäisch!

Und warum schließlich ist der Übersetzer gehalten, auch noch die verwegenen paulinischen Anakoluthe wortgetreu zu wiederholen, statt das Original mit Hilfe einer überzeugenden Neuschöpfung lebendig zu machen?

Und trotzdem müssen wir, immer so nah wie möglich, dem Urtext die Treue halten! Auch die Verpflichtung gegenüber einer zweitausendjährigen exegetischen Kunst kann nicht ungestraft preisgegeben werden. Ich habe viele Jahre versucht, mit Hilfe einer eigenen rhythmisierten Sprache, den Text für unsere Zeit zurückzugewinnen: Die Synoptiker, der Römerbrief und die Apokalypse sind mit ihrer gewaltigen Spannweite, den Höhen und Tiefen, nach Maßgabe meiner Kräfte übersetzt. Zur Vollendung des Neuen Testaments mit der Apostelgeschichte und den paulinischen Schriften verpflichtet mich die bewegende Ehrung der Fakultät. Ich will's also versuchen – *sub clausula Jacobeae*, das heißt: sofern ich lebe und noch bei Kräften bin. Leicht wird es nicht, die Technik der archaischen Verknappung mit dem hohen Stil und der Sprache moderner Poesie zu vereinen und bei alledem nicht zu weit hinter dem Reformator und seinem großen Schatten Philipp Melanchthon zurückzubleiben.

Ein Quentchen Praxis zum Beschluß – strukturiert, wie die Gesamt-Übersetzung, durch freie Rhythmen und das Miteinander von Pathos und Präzision:

Aus der Apokalypse 21:
Meditation über das himmlische Jerusalem

Und ich sah einen neuen Himmel
Und sah die Erde, die neu war;
Denn vergangen ist der erste Himmel,
Vergangen die erste Erde,
Und auch das Meer ist nicht mehr.

Gesehen habe ich die neue Stadt,
Das heilige Jerusalem,
Herniedergekommen,
Von Gott gesandt
Aus den Himmeln
Und geschmückt wie eine Braut,
Ein schönes Kind,
Das seinen Bräutigam erwartet:
Komm, Du! Laß mich nicht allein.

Und schon sagte einer der Engel zu mir:
Ich will sie dir zeigen,
Die Braut,
Die Heilige Stadt,
Jerusalem,
Versprochen dem Lamm:
So wie die Braut dem Bräutigam versprochen ist.
Und er führte mich
– ich war verzaubert, entrückt und von Sinnen –
Auf einen hohen, großen Berg
Und von dort aus zeigte er mir
Die Heilige Stadt,
Jerusalem,
Das, gottgesandt,
Herabschwebt vom Himmel,

Eingetaucht in den Glanz und die Anmut
Und die Herrlichkeit Gottes.

Wie der kostbarste Stein erstrahlte die Stadt:
Kristallen leuchtend wie der Jaspis-Stein.

Doch einen Tempel sah ich nicht in der Stadt:
Gott, der Allgewaltige,
ER und das Lamm sind die Tempel.
Und auch eine Sonne und einen Mond,
Die leuchtenden Gestirne,
Braucht die Stadt nicht;
Denn sie erstrahlt in der Herrlichkeit Gottes.
Einhergehen werden die Völker
Im Glanz dieser Stadt,
Und die Könige der Erde bringen ihre Schätze mit,
Wenn sie ins Heilige Jerusalem kommen,
Die Stadt des Herren, deren Tore offenstehen
In der Helligkeit von Morgen zu Morgen;
Denn Nacht wird nie mehr hier sein; nur funkelnde
Schätze
Und die Pracht unter den Himmeln
Wird versammelt sein
In einer einzigen Stadt.